Indiana Tribüne.

— Erscheint —

Täglich und Sonntags.

Die tägliche „Tribüne" kostet durch den Träger 12 Cents per Woche, die Sonntags-„Tribüne" 5 Cents per Woche. Beide zusammen 15 Cents. Per Post zugeschickt in Vorausbezahlung $6 per Jahr.

Office: 120 O. Marylandstr.

Indianapolis, Ind., 27. August 1887.

Der Rhabarber.

Ueber diese, in den Ver. Staaten auch unter dem Namen "Pie Plant" bekannte Pflanze, schreibt ein Herr A. Bombe-Guben in den „Mitth. des Märk. Obstbau-Vereins":

„Es giebt wohl Wenige, die nicht die wegen ihrer großen Blätter und ihres schönen Blüthensaftes in den Ziergärten als Decorationspflanze beliebte Rhabarberstaude kennen; daß diese aber eine der einträglichsten und nützlichsten Nährpflanzen ist, ist leider noch zu wenig bekannt. Engländer und Amerikaner, und neuerdings auch die deutschen Großstädter, schätzen sie als ein vorzügliches Compottmaterial. Dabei ist sie verhältnißmäßig anspruchslos, sie gedeiht in jedem Boden bei geeigneter Düngung, selbst in dem unfruchtbarsten Sandboden, wie der Spargel. Wie jener Monate hindurch unermüdlich seine zarten schmackhaften Triebe producirt, so entwickelt diese immer von Neuem Ersatz für die entfernten Blätter, ohne daß man eine Erschöpfung wahrnimmt. Ein besonderer Vorzug ist noch der, daß sie keine Feinde im Pflanzen- und Thierreich hat, kein Pilz, kein Thier greift ihre Wurzeln, ihre Blätter an. Nicht Frost, noch Hitze, noch übermäßige Feuchtigkeit schädigt sie, welchen unsere Kulturpflanzen nur zu häufig zu unserem großen Leidwesen unterliegen. Ihre Pflege und Kultur ist die denkbar einfachste.

Der Same wird in ein Frühbeet gesäet und die Pflanzen bei genügender Erstarkung in mit guter Erde oder Compost ausgefüllte Gruben gepflanzt. Noch besser fährt man, wenn man eine ältere Pflanze zertheilt und die Augen nicht zu tief in rajolte Gräben, die je nach der Bodenbeschaffenheit eine stärkere oder schwächere Düngerunterlage erhalten, ähnlich wie der Spargel bei seiner Neupflanzung einsetzt. Im ersten Jahre bedarf der Rhabarber nur etwas Pflege, als Lockerung des Bodens und Vertilgung der Unkräuter; später ist nur eine entsprechende Düngung nothwendig, denn sie vertilgt die Unkräuter selbst durch Entziehung der Nahrung, der Luft und der Sonne. Alles Eigenschaften, die sie zur Großkultur geeignet erscheinen lassen. Wie einträglich aber eine einzige Pflanze sein kann, will ich an einem Beispiel zeigen. Eine etwa fünfjährige Pflanze nimmt etwa 1 Quadratmeter ein und produzirt in meinem gedüngten Sandboden bei dreimaligem Schnitt im Jahre 30 Pfund Stengel; rechnen wir die Verwerthung derselben mit 5 Pfg. für jedes Pfund, so ergiebt dies eine Einnahme von Mark 1.50, ohne andere Auslage, als eine etwas reiche Düngung.

Von keiner anderen Pflanze ist mir bekannt, daß man alles von ihr Hervorgebrachte verwerthen kann, vom Rhabarber läßt sich alles verwerthen, Blatt, Blattstiel, Blüthe und Wurzel, diese vielseitige Verwendung drückt ihr erst den wahren Werth auf.

Die Stiele geben im Frühjahr ein dem Apfelmus sehr ähnliches Kompott, man schält sie, schneidet sie in Würfel, wallt sie einen Augenblick in Wasser auf und schmort sie in Zucker und etwas Mehl (Stärkemehl) unter Hinzufügung von Zimmet weich.

Wer Citrone oder Wein noch hinzufügt, verbessert selbstredend den Geschmack; diese Zusätze sind aber für gewöhnlich gar nicht nöthig, denn in meiner Familie werden die größten Mengen, nach ersterer Art bereitet, gern und vollständig verzehrt. Wie Früchte kann man diese Stiele auch mit Zucker einkochen und für den Winter aufbewahren, sie geben sowohl ein gern begehrtes billiges Kompott, als auch, gehörig zubereitet, eine Suppe, welche einer aus Wein bereiteten kaum nachsteht.

Ferner habe ich die Stiele auf Wein verarbeitet; sie werden zu diesem Zwecke in dünne Scheiben geschnitten, mit dem gleichen bis doppelten Gewicht warmen Wassers übergossen und einige Tage hindurch zugedeckt ziehen gelassen. Darauf gießt man die Flüssigkeit durch ein feines Sieb, setzt auf jedes Liter derselben 1 Pfund Zucker zu, auf welchem man die Schale einer Citrone abgerieben hat, auch einige zerschnittene große Rosinen und etwas gewaschene Bierhefe und überläßt sie an einem warmen Orte der Gährung, die in 2—3 Wochen beendet sein wird. Füllt man sie nun sofort in Flaschen, verbindet diese fest, so erhält man eine Art Champagner, welche im Sommer äußerst durstlöschend wirkt.

Die Bereitung zu Creme ist folgende: 1 Pfund Stiele werden mit ¼ Glas Wein und ½ Pfund Zucker, auf welchem die Schale einer Citrone abgerieben worden, gekocht, zerrührt und mit Mehl versetzt. Dieser Masse setzt man 2 zu Schnee geschlagene Eier durch längeres kräftiges Umrühren hinzu.

Getrieben liefert er in den Monaten März und April ein äußerst zartes Gemüse; man stülpt zu diesem Zwecke über die zu treibende Pflanze eine Kiste und umgiebt sie mit warmem Dünger. Die sich entwickelnde Wärme reicht hin, die Blätter hervorzulocken, und, da das Licht abgehalten wird, sind die Blattstiele von außerordentlich zarter Beschaffenheit und feinem Geschmack.

Im Herbste, wenn die Bäume ihr Laub abwerfen, unterwerfe ich meinem Rhabarber den vierten und letzten Schnitt, denn selbst diese älteren Stiele geben, mit Kürbis zu gleichen Theilen gekocht, eine wohlschmeckende Suppe oder ein wohlschmeckendes Kompott, je nach der Zubereitung.

Die jungen noch nicht ausgewachsenen Blätter liefern, besonders wenn die Stiele nicht entfernt werden, wie Spinat zugebreitet, ein bei weitem schmackhafteres Gemüse als dieser; selbst die älteren Blätter, welche bei der Verwendung der Stiele entfernt werden, geben, mit der Hälfte Spinat gemischt, ein von Grünkraut schwer zu unterscheidenes Gemüse.

Den Blüthenstengel lasse ich, sobald er zu erkennen ist, ausschneiden: er giebt gekocht, kalt mit Frucht, oder Gewürzessig und Oel angerichtet, einen zarten schmackhaften Salat.

Die getrockneten und zerschnittenen Wurzeln versetze ich mit der 3- bis 4fachen Gewichtsmenge höchst rektificirten Spiritus, etwas Zimmet und Muskatnuß, und lasse sie einige Wochen in der Sonne ausziehen (digeriren), der abgezogene Auszug wird dann mit Wasser hinreichend verdünnt und mit Zucker versüßt. Er ist als verdauungsbefördernd es Mittel zum Nachtisch äußerst angenehm.

Welche einheimische Pflanze gestattet in allen ihren Theilen eine gleiche, leichte und vielseitige Verwendung? Möge deshalb jeder, dem ein Stückchen Land zur Verfügung steht, einigen Pflanzen einen Platz einräumen, um ihre Nutzbarkeit zu erproben; Rhabarber wird dann in kurzer Zeit, sobald erst die Hausfrauen seinen Werth kennen gelernt haben, nicht mehr verachtet, sondern ein gern begehrter Küchengast sein. Die Pflanzen sind in jeder größeren Gärtnerei billig zu haben. Von älteren Sorten ist wegen ihrer Vorzüglichkeit „Queen Victoria" neben „Royal Albert" die verbreitetste, von neueren, dickstieligen und doch zarten Sorten sind „Linnäus", „Prima Donna", „Johnstons", „St. Martins" viel gefragt."

Texanische Sheriffs in alter Zeit.

In früheren Zeiten war — so erzählt der „Texas Colonel" — der Sheriff in Texas eine characteristische Figur. Auf seinem Kopfe trug er einen Hut mit einem ungeheuer breiten Rande, seine Beine waren mit nicht minder weiten Jeans-Hosen bekleidet, und an seinen langen Stiefeln waren an den Absätzen Sporen befestigt, deren Räder fast so groß waren, wie die Kreissägen in einer Sägemühle im Osten des Staates. Sein größter Stolz und sein größter Schmuck war jedoch ungefähr ein halbes Dutzend Revolver, die er recht auffällig in seinem Leibgürtel herumzuschleppen pflegte. Er war stets bereit, seines Amtes zu walten, ob es nun galt, einen Desperado einzufangen, der seiner Ansicht nach ihm — dem Sheriff — in's Handwerk pfuschte, oder ob er sich den Spaß machen wollte, durch mehrere wohlgezielte Schüsse die Kerzen in den Nachbarhäusern zu „putzen", indem er auf das Licht von draußen durch die Fenster schoß. Letzteren „Sport" unternahm er gewöhnlich nur dann, wenn er sich mit „Tarantelsaft" vollgepumpt hatte. Diesen Saft — eine Art Whisky, wie sie damals in Texas in den Schenken verzapft zu werden pflegte, — erhielt er in der Regel von den Eigenthümern der Wirthschaften umsonst. Kein Wirth hätte es gewagt, von einem Sheriff Bezahlung für einen „Drink" anzunehmen. Das hätte ihm theuer zu stehen kommen können. Bei der geringsten Veranlassung wäre er der Gefahr ausgesetzt gewesen, verhaftet und in's Gefängniß gebracht zu werden.

Seiner eigenen Ansicht nach war er — der Sheriff — jeden Zoll ein Held. Er bildete sich nicht wenig darauf ein, daß er das Vorrecht besaß, so viele Revolver mit sich herumschleppen zu dürfen, wie er nur tragen konnte. An allen Bällen und Vergnügungen betheiligte er sich mit peinlicher Gewissenhaftigkeit. Es war nicht nöthig, ihm eine Einladung zuzustellen, obgleich es nicht angenehm für die Theilnehmer am Feste war, wenn der Sheriff kam, ohne officiell eingeladen worden zu sein. Er machte dann in der Regel Spaß nach seiner Manier, und die Gäste mußten dafür die Kosten bezahlen. Er betrachtete es als Verachtung des Gerichts und als Hochverrath wider den durch ihn repräsentirten Staat, wenn bei solchen Gelegenheiten Jemand es wagte, anderer Meinung zu sein, als er selber.

Nahm er zur Sommerzeit an einem Feste theil, so erschien er auf demselben stets in Hemdärmeln und ohne Weste; nur seine Revolver vergaß er niemals. Ueberhaupt hegte er für diese Art Waffen eine besondere Vorliebe. Traf er Jemanden, der einen schönen, silberbeschlagenen und mit verschiedenen Zeichnungen verzierten Revolver besaß, dann schlug er unabänderlich einen Tausch auf eines seiner eigenen alten Schießeisen vor. Wollte der Eigenthümer sich von seinem Revolver nicht gutwillig trennen, oder verlangte er gar eine Zugabe in baarem Gelde, so fing der Sheriff mit ihm gewöhnlich Streit an und rief ihn in's Freie, um dort den Streit „auf ehrliche Manier" auszufechten. Entweder schoß dann der Sheriff seinen Gegner „aus Nothwehr" todt, oder er wurde selber erschossen. Im ersteren Falle nahm er die Waffe seines Gegners als gute Beute mit und pflegte dieselbe später seinen Freunden mit der Bemerkung zu zeigen, er habe sie von einem Bekannten bekommen, der den Versuch gemacht habe, aus ihm, dem Sheriff, einen Engel zu machen.

Jetzt gibt es in Texas solche Sheriffs nur noch in den entlegensten Counties, die noch nicht von der Cultur beleckt sind.

Französische Duelle.

Anläßlich der „Duellaffaire" zwischen Ferry und Boulanger bemerkt der „Brl. Börsen Courier": Die ganze Angelegenheit ist von einer traurigen Lächerlichkeit; sie gibt von den französischen Zuständen ein so widerwärtiges Bild, daß man sich mit der Affaire am liebsten gar nicht beschäftigen möchte, und daß man es nur thut, weil man die Pflicht hat, gerade den typischen Vorkommnissen besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Die Duellfrage ist noch eine offene. Sie ist es wenigstens auf dem Continent. Man mag ein grundsätzlicher Gegner des Duells sein, man wird doch zugestehen müssen, daß, wie die Verhältnisse einmal liegen, unter gewissen Voraussetzungen das Duell insofern wenigstens eine Nothwendigkeit ist, als sehr zahlreiche Menschen durch Herkommen und Standesanschauungen gezwungen sind, einer Herausforderung zum Duell Folge zu geben und auch selbst zum Duell herauszufordern. Aber selbst der eifrigste Verfechter des Duellwesens wird nicht zögern, einzugestehen, daß die französische Duellmanier ganz dazu angethan ist, eine Abneigung gegen das Duell überhaupt zu schaffen und dasselbe jeden ernsten Charakters zu berauben. Die Art, wie in Frankreich herkömmlicher Weise das Duell gehandhabt wird, macht es zu einer elenden Comödie, zu einer Fanfaronade, die ihren Theil dazu beiträgt, den französischen Poltron-Charakter noch mehr herauszubilden. Die französischen parlamentarischen und Journalisten-Duelle, in denen mit einer ganz unwahrscheinlichen Waffe gekämpft wird, die in Wirklichkeit nur Hautritzwunden hervorgebracht hat und ausschließlich in Romanen gefährlich zu werden vermag, haben schon längst aufgehört, als wirkliche Waffengänge zu gelten. Und doch ist es vorgekommen, daß die Herren, die so muthig mit Stecknadeln aufeinander losgingen, nachdem sie einander vorher mit der Zunge oder mit der Federspitze gekränkt, im entscheidenden Augenblick „nervös" wurden, daß sie selbst den Schatten eines Duells beseitigten und zu einer solchen Prügelei übergingen, an der sich zuweilen auch die Zeugen betheiligten! — Noch ungefährlicher als der Stichdegen, der doch wenigstens Ritzwunden machen könnte, war die Pistole. Man hat seit Menschengedenken nicht gehört, daß in Frankreich ein Pistolen-Duell ernstliche Folgen gehabt hätte. Der Einzige, von dem eine Sage berichtet, daß er in einem Duell eine ziemlich schwere Verwundung davongetragen habe, ist Herr Henri de Pène vom Gaulois, dessen Mißgeschick aber auch als ein ganz ungewöhnliches angesehen wurde. Herr Henri de Pène galt um dieser Verwundung willen als eine Art von Schlemihl.

Wenn jetzt auch französische Generale dieser Unsitte sich anschließen und mit Waffen spielen, als ob sie wirklich ein Spielzeug wären, so ist das ein schlimmes Zeichen für die französische Armee. Für den Soldaten soll eine Waffe ein ernstes Ding sein, und er soll wissen, wozu sie dient. Wenn zwei friedfertige Leute mit einer Duell-Pistole in einer unwahrscheinlichen Entfernung von einander sich aufstellen und auf einander schießen, so brauchen sie dazu immer noch eine Art von Muth, denn sie haben keine genaue Kenntniß von der Unzulänglichkeit der Waffe, die in ihrer Hand ist. Der Soldat aber soll diese Kenntniß haben, und es ist für ihn ein Schimpf, wenn er von einer Waffe Leistungen verlangt, die sie nicht prästiren kann. Entweder beweist er damit eine mit seinem Beruf nicht verträgliche Unkenntniß, oder aber er beweist, daß er ein Comödiant ist. Ob bei dem General Boulanger das Eine oder das Andere oder Beides zutrifft wollen wir unentschieden lassen.

Auch bei uns (in Deutschland) kommen Duelle vor, mehr sogar, als uns lieb sein kann; auch bei uns führt der parlamentarische oder politische Streit zu persönlichen Begegnungen mit der Waffe. Man kann bedauern, daß es so ist, daß dergleichen überhaupt vorkommt. Wenn es aber einmal vorkommt, so ist es doch als ein Glück zu preisen, daß alle Betheiligten sich nach Kräften bemühen, ihre Angelegenheit, die eine persönliche ist, geheim zu halten. Es ist nicht immer möglich, diese Geheimhaltung durchzuführen, aber mehr als das Nothwendige dringt ganz gewiß nicht in die Oeffentlichkeit. In Frankreich ist das Umgekehrte der Fall. Dort ist die Oeffentlichkeit die Hauptsache und die Duelle würden gar nicht vorkommen, sie würden sich wenigstens außerordentlich an Zahl verringern, wenn dabei die Eitelkeit nicht auf ihre Kosten käme. Die Protokolle der Zeugen werden stets in den Zeitungen veröffentlicht; der bewiesene Muth — und welch ein Muth! — wird schwarz auf weiß attestirt, und man darf für alle Zukunft sich auf das Zeugniß berufen, daß man zu einer gewissen Zeit wenigstens Courage besessen. Man „posirt" mit dem Duell, man „posirt" mit den Duellformen und ihrer Kenntniß. Es giebt in Paris thatsächlich Duellfere, die sich nicht wenig darauf einbilden, den ganzen „Comment" am Schnürchen hersagen zu können, und die für alle Eventualitäten eine bindende Regel zur Hand haben. Wie die Duelle in Frankreich beschaffen sind, bilden sie eine Schule der Renommisterei, um nicht zu sagen, eine Schule der Feigheit.

Vom Inlande.

In Columbia County in Oregon werden für die Scalps von Berglöwen oder Kuguars $8 an Prämie bezahlt.

In Sacramento in Californien trägt man sich mit dem Plane, das ganze Chinesenviertel zu zerstören und an dessen Stelle ein großes Markthaus zu errichten.

Ein eigenthümliches Denkmal befindet sich auf einen Neger-Kirchhof in Montezuma im Staate Georgia. Zu Häupten eines Grabes befindet sich ein hölzernes „Denkmal", auf welches das Bildniß eines Hundes mit der Unterschrift: „Sets getreu" (Always faithfull) angeklebt ist. Das Bild ist von einer Cigarrenkiste entnommen. Wer der „stets Getreue" ist, der in dem Grabe ruht, wird nicht gemeldet.

Ob vierfüßige Bären in Castle Garden landen dürfen, darüber hat jetzt das New Yorker Zollamt zu entscheiden. Mit einem der europäischen Dampfer trafen kürzlich im Castle Garden die Herren Pierre Pogallo und Pierre Merle ein, welche einen großen Bären mit sich führten, mit dem sie Vorstellungen zu geben beabsichtigten. Pogallo behauptet, den Bären vor fünf Jahren im Uralgebirge gefangen zu haben und erklärt, derselbe sei folgsam und harmlos, wie ein Kind. Die Behörden im Castle Garden ließen jedoch den Meister Petz nicht landen, und die beiden Eigenthümer desselben wandten sich nun an den Zolldirector, von dem sie erwarten, daß er dem vierfüßigen Künstler das Gastrecht der Ver. Staaten gewähren werde.

Aus Glen Lyon, 5 Meilen von Nanticoke in Pennsylvanien, wird berichtet, daß sich dort eine furchtbare Schlägerei abspielte, wobei an 60 Personen mehr oder minder schwer verletzt wurden. Der eingelaufene Bericht ist sehr unklar über die Gründe der Geschichte; es heißt, die „Susquehanna Coal Company" habe den Zahltag vom Samstag auf Sonntag verlegt, worauf der Methodisten-Prediger Laggert eine Predigt gegen diese „Sabbathschändung" hielt und aus seinen Gemeindemitgliedern einen Ausschuß ernannte, der dem Unfug ein Ende machen sollte. Diese Sendboten der Kirche scheinen den Trubel heraufbeschworen zu haben; es bildeten sich feindliche Parteien, die sich schließlich eine Schlacht lieferten, an der sich Polen, Ungarn und Italiener betheiligten und wobei mit Knütteln und Steinen gekämpft wurde. Von der Verletzten sollen mehrere im Sterben liegen.

Das Testament des vor einigen Tagen in Chicago verstorbenen Levi Rosenfeld, dessen Nachlaß sich auf $3,000,0000 beziffert, wurde dieser Tage als giltig erklärt. Der Erblasser vermachte in seinem Testamente seiner Gattin sämmtliches Mobiliar, Pferde, Kutschen u. s. w. und verfügte, daß dieselbe außerdem sich aus den Werthpapieren für die ihr seitens ihres Gatten zur Zeit schuldigen Beträge bezahlt mache. Frau Rosenfeld selbst ist bereits sehr reich; von ihrem Verwandten M. Reece hatte sie kürzlich $1,500,000 geerbt. Außer verschiedenen Legaten an Wohlthätigkeits-Anstalten vermachte Rosenfeld einen Theil seines Grundbesitzes an seine Kinder Harry, Maurice, Carrie und Emma, doch ist dem Testament ein das Datum des 26. Juni d. J. tragendes Codicill beigefügt, worin der Erblasser die testamentarischen Verfügungen, insofern sein Sohn Maurice in Betracht kommt, widerruft und die demselben gemachten Legate auf seine Schwiegertochter Mattie Rosenfeld (die Gattin des Maurice) überträgt, unter der Bedingung, daß dieselbe ihrem Gatten eine genügende Summe zur Bestreitung seiner Ausgaben zur Verfügung stelle. Maurice Rosenfeld hatte bekanntlich vor einigen Monaten mit $800,000 fallirt und seinen Gläubigern 25 Procent ihrer Forderungen offerirt. Die Creditoren wollten jedoch auf diesen Vorschlag nicht eingehen und haben sich nach dem Tode des alten Herrn Rosenfeld Hoffnungen gemacht, sie würden von Maurice, der ja doch eine sehr anständige Summe erben müsse, ihr Geld nahezu in Voll zurückerhalten. Diese Hoffnungen erweisen sich, wie sich nun herausstellt als trügerisch.

In Washington hat Mitleid einen jungen Mann in böse Ungelegenheiten und schwarzen Verdacht gebracht. Vor einigen Wochen nahm dort ein Herr Griffin einen jungen Mann gleichen Alters Namens Childreß, den er irgendwo getroffen und der mittel- und obdachlos war, mit in sein Kosthaus und theilte sein Bett mit ihm. In der Nacht stand Childreß auf und beraubte nicht nur seinen Wohlthäter, sondern auch alle anderen Kostgänger um alle ihre Werthsachen und ihr Geld, wovon er etwa $200 erbeutete. Einer der Beraubten hatte Childreß sogar aus seinem Zimmer hinausgehen sehen, da er aber wußte, daß Griffin ihn mitgebracht, nahm er an, daß Childreß, von einem nothwendigen Besuche zurückkehrend, sich im Zimmer versehen habe, und legte sich auf die andere Seite. Erst als er um 7 Uhr aufstand, entdeckte er, daß er beraubt sei und eilte nach Griffins Zimmer, fand dort aber weder Childreß noch Griffin. Bald war das ganze Haus in Aufruhr und man sandte nach der Polizei. Mittlerweile hatte Griffin lange vor den anderen Kostgängern entdeckt, daß er beraubt sei, und ohne zu ahnen, daß auch die anderen Kostgänger dasselbe Schicksal erlitten hatten, machte er sich sofort an die Verfolgung des Bösewichts, wurde aber nach einigen Stunden fruchtlosen Suchens selbst als Mitschuldiger des Diebstahls verhaftet. Der unglückliche junge Mann, der wohl einsah, wie sehr der Schein gegen ihn sprach, machte im Polizeigewahrsam aus Angst und Scham mit Hilfe seines Tragbandes den Versuch, sich zu hängen, wurde aber noch rechtzeitig losgeschnitten. Bald nachher entließ man ihn, da von überall genügendes Zeugniß für seine Ehrenhaftigkeit einlief. Der letzte Verdacht ist jetzt von ihm genommen, seit vor einigen Tagen Childreß in Richmond in Virginien verhaftet und als ein berüchtigter Dieb und Schwindler erkannt wurde. Griffin nimmt keine Fremden mehr in sein Kosthaus, mag ihre Geschichte auch noch so rührend sein.

Vom Auslande.

— In London, wo Alles seinen Club hat, existirt auch ein Club von Leuten, welche sechs Finger an jeder Hand haben, der „Sechs-Finger-Club". In einer der letzten Wochen nun verlas der Präsident dieses Clubs in demselben einen statistischen Bericht, laut welchem es nach den letzten Erhebungen auf der ganzen Welt 2173 Personen mit sechs Fingern an jeder Hand, 431 mit sieben und einen auf Madagaskar mit acht Fingern an jeder Hand giebt. Der Präsident fügte bei, er sei im Begriffe, eine Musikschule für sechsfingrige Pianisten herauszugeben, eine Mittheilung, welche von der Gesellschaft mit brausendem Enthusiasmus aufgenommen wurde. So berichtet wenigstens der „Figaro", dem wir natürlich die Verantwortung für seine Mittheilung überlassen müssen. Die Sache erinnert stark an die in Berlin berühmten Ulk-Vereine, wie „Verein ehemaliger Pockenkranker", Gesangverein „Keuchhusten" u. s. w.

— Ein interessanter Proceß kam vor der Strafkammer zu Münster als Berufungsinstanz gegen den Viehhändler Gustav Gumprich aus Borghorst geführt. Gumprich hatte eine im September vorigen Jahres von der Wittwe des Fuhrmanns Böhmer zu Emsdetten gekaufte Kuh im November zurückgebracht, weil das Thier nicht, wie die Verkäuferin angegeben, trächtig sei. Frau Böhmer weigerte die Rücknahme mit dem Bemerken, daß die vorgeführte Kuh die von ihr verkaufte gar nicht sei. Die Sache kam der Polizei zu Ohren; verschiedene Zeugen bekundeten ebenfalls, daß nach ihrer Ueberzeugung das Thier ein ganz anderes sei, und das Schöffengericht zu Burgsteinfurt verhängte über Gumprich wegen versuchten Betruges eine einwöchentliche Gefängnißstrafe. Inzwischen hatte der Bruder des Verurtheilten einen klugen Gedanken; in Begleitung des Kreisthierarztes führte er dieser Tage die Kuh von Borghorst nach Emsdetten, ließ sie vor dem Thore frei und siehe — das Thier ging geradeswegs auf den Böhmerschen Stall zu, wo es stehen blieb. Auch ein zweites Mal, vom Bahnhofe zu Emsdetten aus, fand das Thier sofort den Weg zu seinem alten Heim. Auf dieses glänzende Entlastungszeugniß hin sprach die Strafkammer unter Aufhebung des ersten Urtheils die vom Staatsanwalt selbst beantragte Freisprechung aus. Zur Erläuterung sei bemerkt, daß die früher arg vernachlässigte Kuh von Gumprich ordentlich gepflegt wurde und durch ihr volleres stattlicheres Aussehen später wohl Zweifel an der Identität hervorrufen konnte.

— Der „Moniteur Oriental" erzählt: „Dreißig Bauern unter Führung eines Derwisches haben sich bei Nacht in die Umgebung des drei Stunden von Troja gelegenen Dorfes Bunarbaschi begeben, hier ohne irgend welche Erlaubniß während mehrerer Nächte Nachgrabungen veranstaltet und in der Tiefe von 3 Metern ein sehr altes Grab entdeckt. Sobald der Derwisch das Grab erblickte, gab er seinen Leuten den Rath, sich zurückzuziehen, damit ihnen die bösen Geister nichts anhaben könnten, welche in den Behausungen der Todten spuken. Die Bauern, von Schrecken ergriffen, liefen davon; gleich darauf kehrte aber der Derwisch mit drei Begleitern zurück, öffnete das Grab und bemächtigte sich des ganzen Inhalts desselben. Sobald die Ortsbehörde von dieser Entdeckung Kunde erhielt, schritt sie zur Verhaftung des Derwischs und nahm ihm die unterschlagenen Gegenstände ab. Diese bestehen in einer mit Eichenblättern und Früchten verzierten goldenen Krone, einem 8 Centimeter breiten Gürtel, einer ziemlich langen Kette und zwei Stäben, alle von reinem Golde und einem bedeutenden Gewichte. Eine Commission, bestehend aus dem Polizeichef und drei höheren Beamten, wurde gebildet, um diese Gegenstände nach Constantinopel bringen zu lassen. Der Derwisch und seine Genossen sind vor Gericht gestellt und bestraft worden. Diese Entdeckung ist von der höchsten Wichtigkeit, denn sie ist bestimmt, von Neuem archäologische Erörterungen über die Lage des alten Troja hervorzurufen und Stimmen zu erwecken, die Schliemann widersprechen, nach welchem das heutige Städtchen oder Dorf Hissarlik auf den Trümmern von Troja liegt."

— Russische Blätter berichten: Das noch sehr junge Fräulein Ljublinskaja war ein äußerst begabtes und fleißiges Mädchen. Sie absolvirte in Rußland das Töchter-Gymnasium und begab sich dann nach Bern, wo sie vor zwei Jahren mit glänzendem Erfolg die dortige medizinische Fakultät absolvirte und zum Doctor der Physiologie promovirt wurde. Sie war ein Liebling der Berner Professoren, die ihren Fleiß und ihre Begabung bewunderten. Voll der schönsten Hoffnungen kehrte sie nach Rußland zurück, unterwarf sich in Petersburg der erforderlichen Nachprüfung und erhielt hinsichtlich aller Branchen, mit Ausnahme der Physiologie, die besten Noten, fiel aber gerade in dieser durch. Dies schmerzte das arme Mädchen so sehr, daß es in seine Heimathstadt Wasilkow, einige Werst von Belostok entfernt, reiste, um durch Ertränken seinem Leben ein Ende zu machen. — Ein zweiter Selbstmord, ebenfalls von einem Mädchen mit höherer Universitätsbildung begangen, kam unlängst in Belostok vor. Das 30jährige Fräulein Dworetzkajo absolvirte vor einigen Jahren in Petersburg die höheren Frauenkurse und ging dann nach Belostok, wo es bald eine der gesuchtesten Lehrerinnen der Stadt war und sich durch Begabung, Fleiß und Herzensgüte auszeichnete. Die Hälfte seiner Erträgnisse schickte es regelmäßig monatlich seiner greisen unbemittelten Mutter, die in Grodno lebt, und führte mit dem Reste ein äußerst solides und sparsames Leben. Unglückliche Liebe zu einem Ortslehrer brachte das Mädchen in Verzweiflung, in welcher es seinem Leben durch Cyankali ein Ende machte.

— Ehemalige Militärstrafen. Außer dem Gassenlaufen gab es in der guten alten Zeit noch mancherlei barbarische Militärstrafen. Dazu zählte der spanische oder polnische Bock. Dabei mußte sich, wie der „Bär" erzählt, der Sträfling zunächst so setzen, daß er die Hände über den an die Schenkel gezogenen unteren Theil der Beine legte. Dann wurden ihm dort die Hände zusammengebunden, und hierauf steckte man ihm über den Ellenbogen und unter den Kniekehlen einen Stock durch, sodaß der Sträfling nicht aufstehen konnte. Der hölzerne Esel war bei der Cavallerie gebräuchlich. Der Soldat mußte ein hölzernes Gerüst mit vier Beinen besteigen, das in der Form einem Esel glich, und dessen Rücken in einer scharfen Kante endigte, und auf diesem sehr unbequemen Sitze eine oder mehrere Stunden verbleiben. Das Stehen am Pfahl geschah wie das Stehen am Pranger. Eine weitere Strafe war das „Lasttragen", wobei dem Infanteristen vier bis sechs Gewehre umgehangen, dem Cavalleristen aber zwei Säbel zu tragen gegeben wurden, von denen der eine am vorderen, der andere am hinteren Ende einer Stange befestigt war, welche ihm über die Schulter gelegt wurde. Noch in den letzten dreißiger Jahren wurden in der Infanteriekaserne der Dresdener Neustadt Mannschaften also bestraft. Die Latte ist eine preußische Sitte, bei welcher der Verurtheilte mehrere Tage in einem engen Raume zubringen mußte, dessen Boden aus scharfkantigen Latten bestand, was ebenfalls bis tief in unser Jahrhundert hinein gebräuchlich blieb. Das Infammachen geschah auf verschiedene Weise. Entweder wurde der Mann vom Henker mit einem Besen zum Orte hinausgepeitscht und dann des Landes verwiesen, oder sein Name wurde auf eine Tafel geschrieben und vom Henker an den Galgen genagelt. Wurden Soldaten mit dem Schandpfahl, mit dem Esel oder mit Flinten- und Säbeltragen bestraft, so stellte man eine Schildwache daneben, die darauf zu achten hatte, „daß die Arrestanten recht am Pfahl stünden, recht auf dem Esel säßen und die Gewehre u. s. w. nicht ablegten, auch keiner während der Strafe sich besöffe, Tabak rauchte oder schrie und lärmte."

Dr. August Koenig's HAMBURGER TROPFEN

—15—

gegen Magenleiden.

☞ Berichte über die Erfolge von Dr. August König's Hamburger Tropfen, welche vor Jahren erzielt wurden und jetzt bestätigt werden.

Sicherer Erfolg—September 1876.

St. Boniface, Pa.

Mein Sohn litt seit längerer Zeit an einem Magenleiden, welches keinem der vielen angewandten Mittel weichen wollte. Auf Anrathen eines Freundes gebrauchte ich Dr. August König's Hamburger Tropfen und in kurzer Zeit war er wieder hergestellt.

Thomas Ott.

Nach 11 Jahren obiges Zeugniß bestätigt.

St. Boniface, 8. Februar, 1887.

Vor Jahren litt mein Sohn an einem heftigen Magenleiden. Ein Nachbar rieth mir, ihm Dr. August König's Hamburger Tropfen zu geben, ich befolgte den Rath und er wurde geheilt. Heute ist er ein gesunder und kräftiger junger Mann.

Thos. Ott, Postmeister.

Lange gebraucht—Juni 1878.

Manchester, N. H.

Schon seit Jahren gebrauche ich Dr. August König's Hamburger Tropfen, sie wirken immer ausgezeichnet und sollten in keinem Hause fehlen.

Herman Rittner.

Nach 9 Jahren.

Manchester, N. H., 2. Februar, 1887.

Bereitwillig bezeuge ich, daß Dr. August König's Hamburger Tropfen mich von Unverdaulichkeit, etc. geheilt haben und kann ich die Anwendung dieses ausgezeichneten Heilmittels nicht warm genug empfehlen.

Herman Rittner.

THE CHARLES A. VOGELER CO., Baltimore, Md.

St. Jakobs Oel

Gegen Rheumatismus, Neuralgia, Frostbeulen, Hexenschuß, Kreuzweh, Rückenschmerzen, Verstauchungen, Brühungen, Schnittwunden, Zahnschmerzen, Kopfweh, Brandwunden. Preis 50 Cents, in allen Apotheken zu haben. THE CHARLES A. VOGELER CO., BALTIMORE, MD.

Den einzigen Weg

Mannes-kraft vollständig herzustellen, und selbst die scheinbar unheilbaren Fälle von Geschlechtskrankheiten sicher und dauernd zu heilen, ferner, genaue Aufklärung über Mannbarkeit! Weiblichkeit! Ehe! Hindernisse derselben und Heilung, zeigt das gediegene Buch „Der Rettungs-Anker;" 25. Aufl., 250 Seiten mit zahlreichen lebensgetreuen Bildern. Wird in deutscher Sprache gegen Einsendung von 25 Cents in Post-Stamps, sorgsam verpackt, frei versandt. Adresse: Deutsches Heil-Institut, 11 Clinton Place, nahe Broadway, New York, N. Y. In Indianapolis, Ind., beim Buchhändler G. Keyler, 29 Süd Delaware St.

HOP OINTMENT

WHITENS the SKIN.

Cures and Removes Tan, Sunburn, Bee Stings, Mosquito and All Insect Bites, PIMPLES, BLOTCHES, Humors, Birth-marks, and every form of skin blemishes, positively cured on the most delicate skin without leaving a scar, by Hop Ointment. Price 25cts., 50cts. and $1. At druggists or by mail. The Hop Pill Man'f'g Co., New London, Conn. Little Hop Pills for sick-headache, dyspepsia, biliousness and constipation have no equal. 25c.

☞ In allen Apotheken zu haben.

S. A. Johnston,

62 Ost Washington Str.

Empfiehlt seine große Auswahl in

M. & D. Steel Ranges

für Hotels und Private.

New Lyman Gasolin-Oefen

die besten der Welt.

Die vorzüglichen

Eis-Behälter

aus hartem Holz.

Argand Ranges u. Kochöfen

— und —

FEUER-HEERDE.

Sicherheit, Ersparsamkeit und Bequemlichkeit

kann nicht besser gewahrt werden, als durch die

Koch-Gas-Oefen!

C. PINGPANK'S deutsche Buch-Handlung!

No. 7 Süd Alabamastr.

Bücher aller Sprachen.

☞ Neue und gebrauchte Bücher. Niederlage sozialistischer Werke und Flugschriften.

Besser als Diamanten

— ist das —

Geschenk der See!

Advokaten Bureau von Denny & Croxton, Zimmer 6 und 7 Talbott & News Block. Indianapolis, 4. April 1887.

Marshall C. Woods & Co.:

Geehrte Herren! Ich kaufte heute eine Schachtel Ihres Heilmittels genannt „Ocean Wave Lime". Meine Frau und ich gebrauchten es und fanden daß es ein ausgezeichnetes Heilmittel ist. Ich litt seit 1872 an Magenschmerzen und Unverdaulichkeit. Manchmal fand ich zwar temporäre niemals aber dauernde Hilfe. Aber der Versuch den ich mit „Ocean Wave Lime" gemacht habe, überzeugt mich, daß dieses Mittel mir dauernde Hilfe bringt. Ich hoffe daß Sie Gelegenheit haben damit vielen leidenden Hilfe zu bringen.

Achtungsvollst

J. C. Denny, Ex-Gen. Anwalt.

Geld zurückerstattet

sollte dieses Mittel nicht helfen. Wir werden unser Versprechen nicht brechen.

Marshall C. Woods & Co.

No. 9 Süd Meridian Straße.

Indianapolis,